Keck und leicht wie sonnesfrohes Blut
Springt er zu den Giebeln, zu den Dächern,
Daß die Halme trotz des Abends sanfter Hut
Zitternd steh'n in ihren Schlafgemächern.

Du freust dich, wenn der kurzschwingende Klang wieder pocht und tickt; denn so sonderbar traut und wohltuend ist er. Du fühlst dich wohlbehütet und sicher, wenn du am niedrigen Stubenfenster sitzest, wo des Weinstocks Ranken tief herunter hängen, und dann von draußen her die hellen Sensenlieder durch die abendliche Stille rinnen und dich umspielen heiter und gleichmäßig wie jugendfrohe, gesunde Pulsschläge. Der leichte Rhythmus schläfert das sorgenvolle Sinnen ein und läßt alle Kümmernisse, alle Aufregungen des lichtgrellen Tages in sanfterem Wellenschlage gehen.

Nicht lange singt der Dengelhammer unseres Jungbauern allein über die Wiese zum anderen Ortsteile hinüber.

„Horch emol, dä Bachjakob dengelt schonn, der hat dä Deiwel em Leib", bemerken einige Bauern, die unter der Dachtraufe beisammen stehen und dem guten Wetter nach der langen Regenperiode nicht recht trauen wollen. Doch „Gehannstag" ist nahe, und an St. Johannis muß die Heuernte im Gange sein. Zudem singt der Dengelschlag des Bachjakob gar hell, lieblich und zuversichtlich, und bald schallt auch aus anderen Dorfecken der gleiche Klang in regelmäßigem Takte. Wie im morgenstillen Maienwald dem ersten Vogelruf aus hundert Kehlen Antwort wird und dann fast plötzlich Forst und Heide klingen und sprühen von lebens- und sonnenfrohem Vogeljubel, so findet auch das beharrliche Singen und Locken der Sense auf dem Dengelstocke in allen Dorfwinkeln freudigen Widerhall. Bald hämmert's in der ganzen Runde, und längst schon haben die getürmten Randberge der Landschaft den Scheideblick der Sonne getrunken und die grüngeldene Pracht des westlichen Abendhimmels aufgesogen, da tönt noch aus irgend einer Scheune ganz einsam und gemächlich die letzte Sensenstimme: deng … deng … deng …

Die Dorfstraßen sind heute abend so merkwürdig still. Sogar der Brückenrand am kleinen Mühlbach, wo zu beiden Seiten schwarzschattende Kastanien stehen, ist leer. Das Bild der niedrigen Sandsteinbank zittert bleich und suchend in dem glitzernden Wasser. Auch die Lichter in den Häusern erlöschen früher als sonst, und in manchem Hause wird es heute abend gar nicht angezündet. Morgen früh nämlich läutet der Wecker schon zwischen 3 und 4 Uhr. Der Vater ist gleich nach dem Abendbrot in die Schlafkammer gegangen, der alte Onkel ebenso. Die Mutter bringt den Hausrat noch schnell in Ordnung, sucht dann die „Schlotterfässer" und die auf die Sensen passende Wetzsteine zusammen und legt beides auf das Stallfensterchen, damit der Vater es morgen früh nur zu greifen braucht. Dann sieht sie noch nach, ob einer der Mäher auch einen Sensenschlüssel in die Tasche gesteckt hat und beeilt sich dann, ebenfalls ins Bett zu kommen. Beinahe hätte sie den „Mähbranntwein" vergessen, und der darf gewiß nicht fehlen. Gut, daß der kleine Hennes noch auf ist. Der muß schnell zur nächsten Wirtschaft laufen und mit „Kognak „geschmelzten" Trester kaufen. Hennes geht mit sichtbarer Freude; denn morgen gibt's doch ganz gewiß Heuferien, und auf die hat er sich schon so lange gefreut. Dieses Jahr darf er auch mal in der Wiese, wenn auch als letzter der Reihe, mit mähen. Er ballt die Hände in den Hosentaschen, als ob er den harten Sensenwurf schon umfaßt hätte …. nein, aus dem „Gange" soll ihn keiner heraushauen!

„Na, Hennes", rufen ihm die wenigen Gäste in der tabakbraunen Wirtsstube zu, „na, Hennes, gehst dä d' Mähbranntwein for dei Vatt'r holle?" Zum Wirte gewandt, fügt einer bei: „Schmelz en gutt, dann schneid di besser!" Hennes eilt mit dem Trester nach Hause, und auch in der Wirtschaft brennt das Licht nicht mehr lange.

Nun liegt das Dorf im spätabendlichen, tiefen Schweigen. Die Häuser rücken wie befreundete Nachbarn näher zusammen, und enger schließen sich die Zweige der Allee. Sicherer Friede umarmet Garten und Haus. Durch das Blätterdickicht der uralten Dorflinde summt der Nachtwind leise ein längstverschollenes Lied, zu dem kein Fuß den Reigen mehr springt. Still zieht des Mondes halber Reif am tiefblauen Himmel und gießt sein Füllhorn von Glanz und Silber über die taufeuchten Gräser aus, deren stolzes Glückswachsen morgen früh von sirrenden Sensen durchschnitten wird.

Dr. A. Lehnert: Studien zur Dialektgeographie des Kreises Saarlouis.

Zur Sprachentwicklung an der Saar.

Kulturhistorisch genommen, sind die Gebiete an der Saar in mehrfacher Hinsicht von großer Bedeutung, außer in rein politischer, vorzüglich, in wirtschaftlicher und sprachlicher. Das trifft besonders den Kreis Saarlouis, mit dessen Mundart sich Dr. Aloys Lehnert in seiner für die moderne Dialektforschung vorbildlichen Arbeit Studien zur Dialektgeographie des Kreises Saarlouis (Bonn, Fritz Klopp Verlag G.m.b.H. XII, 278) befaßt. Der Kreis ist im letzten Menschenalter mehr und mehr der Industrie anheimgefallen. Männer und Burschen arbeiten meist heute in Fabriken und Gruben anstatt in der Landwirtschaft. Besonders ziehen die Dillinger Hüttenwerke Arbeiter aus weitem Umkreis an. Diese gleichen bereits deutlich wahrnehmbar ihre Mundart einander an und vermengen sie mit Hochdeutschem. Etwas Neues, ein Mittelding, will sich herausstellen. Die Dillinger Ortsprache übernimmt dabei die Führung. In wissenschaftlich gut gegründeter und allgemein lehrreicher Weise führt der Verfasser in die eigenartigen Mundartverhältnisse des Kreises ein, wobei auf Entwicklungen gebührend Rücksicht genommen wird. Er stellt zuerst die Mundart von Diefflen unweit von Dillingen dar, die er selbst in seiner Jugend gesprochen hat. Mittels zahlreicher, teils alter und echt volkstümlicher Wörter erklärt er die heimischen Laute und die Aussprache und verfolgt, ohne es anzukündigen, als Zwischenziel den Nachweis uralter Zugehörigkeit saarländ'schen Sprachgutes zum übrigen deutschen. Er bietet mit diesem Wortschatz zugleich ein reichhaltiges Ortslexikon, dem beliebte Redensarten und Sprüche aus der Rede des Volkes eingeflochten sind. Auch eingedrungenes französisches Sprachgut ist aufgenommen. Eingehend sind weiter die Wortarten nebst ihren Biegungen und Abwandlungen dargestellt. Diese Ortsmundart von Diefflen bildet nun die Grundlage, von der aus die Mundartverhältnisse des Kreises überhaupt behandelt werden. Es wird gezeigt, wie man gleicherweise oder verschieden spricht und welche Orte und Geländeabschnitte sprachlich übereinstimmen oder sich unterscheiden, weiter, worin die jeweilige Eigenart in Lauten, Formen und in der Betonung besteht. Wie sich dieses alles von einander abhebt, ist auf einer besonderen Karte durch Streckenlinien anschaulich gemacht. Die oft mehr in Einzelheiten und Feinheiten bestehende Zersplitterung der im Grunde natürlich zusammenhängenden Mundarten erklärt sich, außer aus physikalischen Zuständen, aus den ehemaligen politisch-territorialen Verhältnissen. Das beweist der Verfasser im historisch-erklärenden Teil seiner ebenso ergebnisreichen wie gründlichen Untersuchungen, für die ihm die engere Heimat und die deutsche Sprachwissenschaft zu Dank verpflichtet sind.

Universitätsprofessor Dr. Adam Wrede, Köln.

Schriftleitung Dr. A. Mailänder und K. Limbach
Druck und Verlag: Saar-Zeitung. A.-G., Saarlouis

3. Jahrgang 1. Juni Nummer 3

Heimat-Blätter von der Saar

für den Kreis Saarlouis und angrenzende Gebiete

Herausgegeben vom Verein für Heimatkunde

Stille Stunde.

Von Rudolf Just.

Am Feldwegrain zu ruhn, von Duft und Sonne überspült,
Wenn eines Windhauchs Spiel sanft meine Stirne kühlt,
Wenn meine Seele schwebend taucht in jedes Kraut
Und über mir des Himmels trunkne Fülle blaut.

Die Gräser um mich her, weich wie der Liebsten Haar,
Hummel und Schmetterling, des Lichtes Kinderschar,
Umgeigen mir das Ohr mit leichtem Flügelschlag.
Aus goldnem Rahmen lächelt der blaue Sommertag.

Das dumpfe Brausen einer Stadt am fernen Hang,
Wie schwerer Atemzug, wie müden Blutes Gang,
Umkreist der Einsamkeit lein schreitende Gestalt.
Die Weite glüht, und klingend steht der Buchenwald.

Ich schmiege tiefer mich ins goldne Ginsterkleid
Und träume dann, glückselig, von mir selbst befreit,
Wie eine stille Wolke einsam übers Feld,
Durchweht vom leisen Herzgepoch der weiten Welt.

Die industrielle Entwicklung d. Kreises Saarlouis unter preuß. Verwaltung.

(Fortsetzung.)

Technischer Betrieb.

Erst seit dem Uebergange der Gruben in landesherrlichen Besitz um die Mitte des 18. Jahrhunderts kann man von einem geregelten Abbau reden, doch war der technische Betrieb der Kohlengruben noch sehr mangelhaft ausgebaut' Bereits in den 60er Jahren war man bei Schwalbach und Griesborn mehrfach mit Unterwerksbauten unter die vorhandenen Stollensohlen niedergegangen 1); diese Bauten wurden jedoch wegen der starken Grubenwasser bald eingestellt. Zur Wasserhaltung bediente man sich auch der lothringischen Grube (Griesborn 2) die seit 1791 außer Betrieb ist 3), längere Zeit einiger Handpumpen, die aber 1773 durch eine „Feuermaschine" (Pompe a feu) abgelöst wurden. Dies war die erste Dampfmaschine, die innerhalb der heutigen Grenzen Deutschlands beim Bergbau Anwendung fand. Erst die preußische Regierung konnte mit der Intensivierung des Betriebes den technischen Bergbau bis zu seiner heutigen, den modernsten Anforderungen genügenden Form heben. Bereits im Jahre 1817 wurde in allen Hauptstollen anstelle der Schlittenförderung die Wagen- und Schienenförderung eingeführt. 1822 ging die gewerkschaftliche Grube Hostenbach als erste saarländische Grube 4) vom Stollen- zum Schachtbau über mit Dampfmaschinen zur Förderung und Wasserhaltung, und 1826 folgte von den staatlichen Gruben zuerst Grube Kronprinz mit der Abteufung von zwei Schächten bei Schwalbach. Auch der Wetterführung wurde größere Aufmerksamkeit zugewandt. Vor der Frühschicht wurden sämtliche Grubenbaue durch besondere Lampenmänner nach schlagenden Wettern untersucht 5), und 1834 erhielt jede vor Kohlenarbeiten angelegte Kameradschaft eine Sicherheitslampe, die allerdings erst zehn Jahre später allgemein eingeführt war. In dieses Jahr fällt auch die Anstellung besonderer Wettersteiger. Auch zur Hebung des Kohlenabsatzes wurden Arbeit und Geld nicht gespart. Verbesserungen und Neuanlagen von Straßen förderten den Landabsatz, während der Bau neuer Verladeeinrichtungen zu Hostenbach und Ensdorf den Absatz auf der Saar steigerten. Einen wesentlichen Aufschwung der Gruben brachten jedoch erst die Jahre nach 1832. 1833 wurde der Ensdorfer Stollen für die Baue der Grube Kronprinz bei Schwalbach abgeteuft und der Tiefbau 1842 durch die Abteufung der Schwalbacher Schächte unter die Sohle des Ensdorfer Stollens gefördert. 1843 waren auf Grube Kronprinz zwei Dampfmaschinen 6) von je 12 PS. vorhanden, von denen die eine zur Steinkohlenförderung auf

Grube Schwalbach, die andere zur Entwässerung der Stollen zu Griesborn diente. Zur Förderung bediente man sich auf Kronprinz vierräderiger Förderwagen, die auf Schienenbahnen liefen und in kleineren Grubenstrecken durch Menschenhände, in den Hauptstrecken durch Pferde bewegt wurden. So besorgten 1859 25 Knechte mit 25 Pferden auf 450 vierräderigen Wagen den Transport der Kohlen. 7) Den mächtigsten Aufschwung des Bergbaues bringt jedoch die Eröffnung der Saarbrücken—Trierer Eisenbahn und ihrer Nebenlinien in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts. 1857 wurde mit unmittelbarem Anschluß an die Eisenbahn der Griesborner (Kronprinz) Eisenbahnschacht abgeteuft, der seit seiner Eröffnung am 1. April 1861 eine fabelhafte Entwicklung zu verzeichnen hat und bei einer Tiefe von 210 Mtr. bis zur 9. Tiefbausohle gesunken ist. 8) Der Absatz hob sich innerhalb eines Jahres so stark, daß 500 000 Zentner mehr wie vorgesehen verladen werden konnten. Der Schwalbacher Schacht dient seit dieser Zeit nur noch zur Befriedigung des Landdebits zu Schwalbach. Als wichtigste Verbesserung des technischen Betriebes kann ferner die Einführung des Nitroglyzerin (1865), des Dynamit (1867) als Sprengmittel beim Schachtabteufen und bei sonstigen Gesteinsarten, und ferner die Aufstellung eines Zimmermann'schen Ventilators auf dem Westschacht als Ersatz für die seitherigen Wetteröfen bei der Grubenwetterführung angesehen werden. 9) 1867 wird zum ersten Male die Preßluft zum Betrieb von Bohr- und Schremmaschinen benutzt. Die technische Entwicklung der Grube zu Hostenbach erreichte in dieser Zeit mit der bedeutenden Steigerung der Förderung eine ansehnliche Höhe. 1865 begann man mit der Abteufung des „Union"-Schachtes, und 1872 führte man auf Schacht 2 die erste Fahrkunst ein. 10) Während um diese Zeit für den Transport zu Lande eine schmalspurige Lokomotive im Betrieb genommen wurde zum Transport von Schacht „Union" nach der Saarhalde, erfolgte 1880 — wie bereits erwähnt — der Gleisanschluß an die Eisenbahnlinien Völklingen—Wadgassen und Bous—Teterchen. Ferner wurde 1880 zum bequemeren Transport der Kohle zu der Völklinger Eisenhütte (Röchling), eines der Hauptabsatzgebiete, eine Drahtseilbahn angelegt. 1902 besaß die Grube Hostenbach 26 Dampfmaschinen mit 713 PS. 11) Inzwischen wurden 1865 in Ensdorf von der Wasserbauverwaltung Verladebauten ausgeführt, die eine gleichzeitige Beladung von vier Schiffen gestatten. 12) Die 1879 bis Ensdorf erfolgte Kanalisierung der Saar ließ in Hostenbach einen Hafen entstehen, während die seit 1839 bestehende Schiffsverladung zu Ensdorf — hauptsächlich für den Transport saarabwärts — einen neuen Aufschwung erhielt. 1866 wurde der Ensdorfer Schacht angehauen und 1875 in Betrieb genommen. Der Ostschacht wurde 1873 fertiggestellt und der alte Schwalbacher Schacht abgeworfen. Zur Verbesserung der Kohlenqualität führte 1899 der Eisenbahnschacht eine Würfel- und Nußkohlenwäsche ein, durch die der Absatz bedeutend gebessert wurde. 1893 besaßen die Gruben zum Kohlentransport von den Gewinnungspunkten bis zum Schacht 54 Pferde, die in einer Tiefe von 170 Meter in zwei unterirdischen Pferdeställen untergebracht waren. Die Zahl der Pferde stieg bis 1902 auf 88 13). 1906 wurde mit dem Abteufen eines neuen Wetterschachtes (Westschacht 3) begonnen und erst am 17. Juni 1913 ein neuer Schacht bei Fraulautern angehauen. Die Entwickelung dieses „Saarschachtes" wurde durch den Krieg unterbrochen, und erst am 27. März 1917 erreichte der Schacht seine vorgesehene Tiefe von 440 Meter einschließlich 26 Meter Schachtsumpf. Seine 12. Sohle liegt bei 414 Meter. 14) Die ersten Kohlen wurden am 5. 1. 1920 gehoben. In den Vorkriegsjahren wurde der Abbau durch die Einführung von Schüttelrutschen erleichtert und eine neue Verladebühne zur gleichzeitigen Beladung von fünf Fuhrwerken in Ensdorf errichtet. Auf Grube Hostenbach wurde 1905 auch der Schacht 2 zur Förderung umgebaut. Auf Grube Kronprinz ergibt sich gegenwärtig folgendes Bild: Während im Westfelde der Eisenbahnschacht zur Förderung dient, bestehen im Ostfelde der Schwalbacher Schacht und die Knausholzer Tagesstrecke. Der Eisenbahn- und Ensdorfer Schacht fördern die Kohlen für den Eisenbahnabsatz, der Schwalbacher Schacht die Knausholzer Strecke und der Ensdorfer Stollen, der auch die zum Versand auf der Saar bestimmten Kohlen lieferte, diejenigen für den Landabsatz. Zur Wasserhaltung dient der Ensdorfer Schacht, zur Wetterversorgung drei Ventilatorschächte. 15)

Evangelische Visitationsberichte des 17. Jahrhunderts aus dem Kreise Saarlouis.

Mitgeteilt von Pfarrer Richter-Saarlouis.

(1. Fortsetzung.)

2. Kriswei1er.

Ein eigentlicher Visitationsbericht liegt nicht vor, doch hat Superintendent Keller über die Pfarrei nachstehende Aufzeichnungen gemacht.

„Dieser Pfarr Collatrix (Inhaberin des Pfarrbesetzungsrechtes) ist die Ebtissin zu Fraulautern. Oberkeitsherren sind Nassau, Ehrichingen und die Junkern vom Hagen.

Anno 1591 ist diese Kirch reformiert worden (gemäß Augsburger Religionsfrieden), welches die Ebtissin gern verhindert hätte, hats aber müssen geschehen lassen. In diesem Jahr, d. 24. Juni ist wegen des Wohlgeborenen Grafen und Herrn Philippsen, Grafen zu Nassau Saarbrücken pp. und der anderen Herrn und Junkern, allhier zum Pfarrer eingesetzt worden Nikolaus Schemmer, doch mit vom Superintendenten (Gebhard Brilstein † 1613) zu Saarbrücken, weil es so vielherrisch. Als dieser Nikolaus davon gezogen, hat die Ebtissin einen, mit Namen Lamperium, presentirt: weil aber der praesentatus mit bei der Herrschaft zum examine sich einstellen wollen, ist er mit angenommen worden. Dagegen hat Johannes Dunstenius 1) bey der Herrschaft umb Dienst angehalten, welchem die Pfarr zugesagt worden, der auch der collatrici gefallen. Mein gnädiger Herr hat den halben Zehnden: Ist davon schuldig das Kirchen — Corpus zu bauen 2). Ist sehr bös. Dem Pfarrer gibt die Ebtissin zu Lautern 10 Malter Habern und 14 Malter Korn. Hat nichts am kleinen Zehnden. Ist wenig genug.

Anno 16.. hat der liebe Gott den alten Dunstenius von dieser Welt abgefordert. Daruf die Ebtissin zu Fraulautern einen Meßpfaffen verordnet, daß er daselbst das Ministerium verwalten soll: aber mein Gn. Herr hat beyden Pfarrer zu Cölln und Heußweiler befohlen, daselbsten das Ministerium zu versehen, den Pfaffen mit gewehrter Hand abgehalten durch den Herrn Schultheß zu Sarbrücken, und thn zur Kirch herausstragen lasen. Dagegen die Evangelische Prediger gehandhabet und geschützet. Das hat eine zimliche lange Zeit gewehret, bis die Ebtissin müd worden und eingehalten.

---

1) Bergmannskalender 1923, Seite 7. — 2) Haßlacher, Saarbrücken 1912, Seite 31. — 3) In den 1840er Jahren Jahren stieß man bei dem Weiterbau der Grube Schwalbach nach Westen auf alte Baue der verlassenen Grube Griesborn. — 4) Haßlacher, Saarbrücken 1912, Seite 37. — 5) Saarkalender 1926. — 6) Bärsch, Georg: Beschreibung des Regierungsbezirks Trier, Trier 1846. — 7) von Selasinsky, Seite 43. — 8) Nießen: Geschichte des Kreises Saarlouis, Seite 24. — 9) Bergmannskalender 1923, Seite 8. — 10) Saarzeitung Saarlouis, 6. April 1926. — 11) Haßlacher: Geschichtliche Entwicklung des Steinkohlenbergbaues im Saargebiet, Berlin 1904, Seite 186. — 12) Bergmannskalender 1923, Seite 8. — 13) Nießen: Geschichte des Kreises Saarlouis, Saarlouis 1893, Seite 24. — 14) Bergmannskalender 1923, Seite 8. — 15) Mellin: Der technische Betrieb der staatlichen Steinkohlengruben bei Saarbrücken, Berlin 1906, Seite 11.

Dagstuhler den Ball trifft", tönt aus irgend einer Ecke die Stimme des Fleischers. Die Bauern und Bürger lehnen sich mit aufgesperrtem Mund über die Schranken. Die Zigeunerbuben sind auf die Dächer der Karren geklettert. Manch dickem Zunftbruder dringt vor Erwartung der Schweiß aus allen Poren. Sogar die Fleischer und Bäcker haben ihre Stände verlassen und drängen sich derb durch die lautlose Menge.

Ob dem Waldritter der Meisterwurf gelingt? — In allen Augen brennt nur diese eine Frage. Den Damen auf der Tribüne klopft das Herz vor Spannung. Der Kurfürst streicht unruhig seinen roten Bart. Und Graf Johann schneidet ein Gesicht wie saurer Essig.

Die Knechte haben den schweren Panzer vom Körper des Crichingers gelöst. Unruhig spielen die Muskeln an seinem aufgeschürzten Arm. Jetzt steht in seinen Augen ein steiles Feuer. Noch einmal messen die Pupillen die Entfernung — und dann schwirrt der Speer aus der Faust.

Ein wilder Schrei tönt aus den Volkshaufen, pflanzt sich fort über die Tribüne, wird von den Zigeunern aufgefangen — und der Ball liegt, von der Lanzenspitze durchbohrt, mit aufgerissener Hülle auf dem roten Sande.

Ein Burgknecht wirft den Ball unter die jauchzenden Stadtbuben. „Eia! Eia!" schreien die Bürger und Bauern. Die Musikanten spielen einen Doppeltusch. Und während sich die Buben um den Ball verzanken, geht der Waldritter tief aufatmend zu seinem Pferde hinüber und wappnet sich für den Lanzengang mit dem Ritter von Montclair.

Unter den Hochrufen des Volkes reiten die beiden Ritter in die Mitte des Platzes, verneigen sich vor den Damen und Herren auf der Tribüne, reichen sich über die Pferdeköpfe hinweg die Hände zum Zeichen, daß sie nur aus Freundschaft die Lanzen kreuzen, reißen ihre Gäule herum und reiten nach dem mit einem Kreidekreuz bezeichneten Plätzen. Dort lassen sie die Visiere herunter und lauern mit vorgebeugtem Kopf, eingelegter Lanze und kurz gefaßtem Zügel auf das Zeichen des Herolds.

Dem Herrn von Montclair ist es nach dem Meisterwurf des Dagstuhlers gar nicht mehr wohl unter dem Brustlatz und der dicken Panzerwatte. „Der schmeißt dich wie ein Kloß in den Sand", murmelt er vor sich hin, merkt nicht, wie sein Pferd unter dem unruhigen Zügeldruck leise tänzelt, zuckt beim Zeichen des weißen Heroldstabes erschrocken zusammen, läßt dem Gaul die Zügel schießen und spürt einen mächtigen Krach auf seinem Schild. Dann federt er wie ein Ball rückwärts in die Luft und kracht mit klirrendem Plumps auf den weichen Boden. Hätte die Panzerwatte nicht den Aufschlag seines Körpers gemildert, so hätte der starke Speerstoß des Dagstuhlers ihm sicher einen Rippenbruch eingebrockt.

Wie eine kleine eiserne Kugel liegt der dicke Herr von Montclair im Sande und schnappt nach Luft. Als er endlich die Augen öffnet und zu sich kommt, wirft er einen halb giftigen, halb ängstlichen Blick zu dem vor ihm haltenden Waldritter hinüber, drückt ihm leise stöhnend die hingehaltene Hand und läßt sich von seinem Knappen aus der Rüstung schälen.

Als der Dagstuhler seine zerbrochene Turnierlanze in den Sand wirft und ihm der Herzog von Lothringen ein silbernes Wehrgehäng als höchsten Siegespreis über die Achsel hängt, weicht erst die atemlose Spannung aus den Zügen des Volkes.

„Hoch, der Herr von Dagstuhl, der Meister im Speerwerfen und Stechen!" tönt es wild von den Bänken und Schranken herüber. Die Buben werfen ihre Kappen vor Freude in die Luft. Die Frauen wischen sich mit dem Schürzenzipfel den Angstschweiß von der Stirne und die Herolde und Burgknechte haben Mühe und Not, das Volk an einem Ueberspringen der Schranken zu hindern.

Die Bürger der beiden Städte und das Leibvolk von den Dörfern hatten bis dahin noch kein Turnier erlebt — die Stärke und Gewandtheit des Ritters hat ihr steifes Blut zum Sieden gebracht. Weißwürste, Brezeln, Seidentüchlein und Blumen werfen sie dem Crichinger zu und füttern das Pferd des Ritters mit Zucker und Kuchen.

Mit einem Hoch auf den Sieger und die anwesenden Gäste erklärt Graf Johann das Turnier für beendet und schreitet mit seinen Freunden den Burgweg hinauf, um bei erbeutetem Pfalzwein und saftigem Mittagsbraten die Aufregung des Morgens zu vergessen.

Während der Herr von Montclair in seinem Quartiere seinen silbergestickten Waffenrock anzieht und mit schmerzlich verzogenem Gesicht seinen geschundenen Körper befühlt, streiten sich die Stadtbuben um die zerbrochene Lanze des Dagstuhlers, zeigen hinter den Weidenbüschen die Fahrenden ihre Künste und marschieren die Zünfte im steifen Schritt in die Ratsschenke.

Die Sonne blinzelt den ganzen Tag auf die spitzen Hausgiebel und in die Butzenscheiben, lockt die halbe Stadt hinaus auf die Saarwiesen und in die Schenken und läßt sie bei Seiltänzern und Feuerschluckern, bei Fiedel und Brummbaß, bei Bier und Wurst den Fest- und Friedenstag auf gebührende Weise feiern.

Dorfabend vor der Heumahd.

Von Rudolf Just.

Deng ... deng ... deng ...
Singt im Dorf der Dengelschlag.
Hämmert hell aus sommerschwülen Scheunen.
Läuft vorbei an Hecken und an Zäunen
Schon den ganzen Nachmittag
Deng ... deng ... deng ...

„Soll's jetz endlich halle?" ruft der junge Bauer aus dem Scheunenpförtchen heraus dem Nachbar „Nickelpatt" zu. Der „Patt" sitzt auf der grobgezimmerten Lehnbank neben dem großen Traubenstocke vor dem Hause. Beim Zuruf des gegenüber wohnenden Bauern nimmt er sorgfältig die gelbgerauchte irdene Pfeife, den „Sanzahn", aus dem Munde, steht dann gemächlich auf und beschaut sich mit wichtiger Geste das breite, goldigleuchtende Wiesental, und dann geht sein Blick nach dem glanzhellen Abendhimmel, an dem kleine Wölkchen mit purpurrotem Saume wie stille Träume dahinsegeln, während die dunklen Randberge wie in Gold gefaßt stehen. Die Schwalben ziehen ihre Zickzacklinien hoch durch die Luft, und aus dem leise tropfenden Gehecke am Wiesenhang schlägt ein Amsellied weich und wonnig. — „Da kannscht dei Sieß ruhig kloppe, d' Wetter setzt sich", gibt der alte „Nickelpatt" unter lebhaftem Kopfnicken sein Urteil ab. Da tritt der Jungbauer auch schon in die Scheune zurück, zieht das niedrige Pförtchen wie in schnellem Entschlusse hinter sich zu, holt die verstaubten Sensen von der Wand herunter und geht damit hinters Haus, und bald stehen die Sensenwürfe ohne Klingen an der Giebelmauer wie harmloses Kinderspielzeug.

Dort auf dem alten Dengelklotze, dem einstigen Stockende eines Buchenstammes, hat sich der Jungbauer im Reitsitze niedergelassen und dengelt mit leichtem und elastischem Schwunge seine Sense. In rhythmischem Gleichmaße fällt der kleine Hammer auf die Schärfe des harten Stahles, so daß bald ein silbricht weißer Strich an ihm glänzt. Nur zuweilen reißen die wie mit der Taktuhr abgezirkten Dengelschläge jäh ab, dann taucht der Bauersmann den Hammer in die alte mit Wasser gefüllte Tasse an seiner Seite. Gleichzeitig strafft sich auch der niedergebeugte, breite Rücken des Mannes für einen Augenblick empor, und das wetterharte, scharfkantige Gesicht blickt prüfend zum Himmel, zum Wolkenzug. Dann singt der Dengelschlag wieder.

fäusten die Finger der Herren so fest, daß sich ihre Gesichter zu einer schmerzlichen Grimasse verziehen.

Während der Ritter seinen Schild an den Tribünenbalken hängt und sich neben den Burgherrn von Montclair, der heute sein Kampfgegner ist, auf die roh gezimmerte Sitzbank stößt, empfangen der Heimburg, der Schultheiß und die Bannhüter der Stadt die Zünfte und weisen ihnen die Plätze.

Alle Bänke an der Tribünenseite werden von der Schiffer-, Brauer- und Gerberzunft besetzt. Bunt leuchtet der heilige Nikolaus auf dem Fähnlein der Schiffer. Viel zu groß steht er mit gefalteten Händen in dem winzigen Kahn und bittet Gott um Hilfe gegen Wassernot und Wellen. Auf dem Fahnentuch der Brauer thront ein dickbäuchiger Bachus mit einem überschäumenden Bierkrug, und auf dem Fähnlein der Gerber kreuzen sich Holzschlegel und Schabmesser. Neben den Zunftmännern sitzen breit und „aufgebluddert" die Frauen. Die streng gescheitelten Haare sind von großen, schwarzgetupften Netzenhauben umschlossen. Vor die steifleinenen Röcke haben sie ein buntes Schürzchen gebunden, und um die Schultern spannen sich farbige Schnaubtücher.

Gegenüber der Tribünenseite haben die Bauern aus den Grunddörfern auf den wenigen Bänken Platz genommen — und noch immer kommt neues Volk von Arnual, Sulzbach, Dudweiler und Heusweiler herüber, um das seltene Schauspiel eines Turniers zu genießen. An den beiden Schmalseiten des rechteckigen Platzes stehen die Kinder, Jungdirnen und Knechte der beiden Städte. Hinter ihnen haben einige Händler aus Marseille und der Lombardei ihre Goldsachen und Seidentücher gestellt. Und ein Steinwurf weiter, hinter dem Weidengesträuch, welches den Turnierplatz von den Wiesen abschließt, hält das Volk der Fahrenden. Ihnen hat der Heimburg den Zutritt zu den Schranken verboten, weil sie unehrlicher Leute Kinder sind. Zwei Stadtbüttel im Lederkoller, bewaffnet mit langen Partisanen, schreiten vor den Weiden auf und ab und halten mit vorgestrecktem Spieß die unruhigen, durch alle Löcher schlüpfenden Zigeunerbuben im Zaume.

Dort, wo der Turnierplatz an die Stadtmauer stößt, haben die Fleischer, Bäcker und Schenkwirte ihre Bretterbuden aufgeschlagen und winken den Vorbeieilenden mit langen Bratwürsten, knusprigen Bretzeln und schäumenden Bierhumpen zu. Das Geld, welches sie verdienen, stecken sie in die lederne Geldkatze, die an einem breiten Gürtel am Bauch herunter hängt und sich unter der Menge der Pfennige, Schillinge und Gulden bläht.

Als die Sonne endlich den feinen Saarnebel aufgesaugt, winkt die Gräfin mit ihrem grünseidenen Taschentuch den Herolden und Musikanten zu. Die Herolde geben mit ihren weißen Stäben ein Zeichen — und über die Schranken schwingen sich schlanke, nur mit der Hose und dem Leinenhemd bekleidete Knappen, springen hinüber zu der Mitte des Platzes, reißen die dort liegenden Eisenkugeln in die Höhe, nehmen einen kurzen Anlauf und schleudern die Kugeln mit kräftigem Schwung vorwärts nach einem weißen Kreidestrich.

Drei Würfe sind jedem Knappen gestattet. Theodulf, der Knappe der Siersburger, hat seine Kugel eine halbe Speerlänge weit über den Kreidestrich geschleudert. Die Herolde bezeichnen ihn als Sieger. Die Musikanten spielen einen Tusch und die Gräfin wirft dem stolz um sich schauenden Jungritter ein mit Silber beschlagenes Jagdhorn in die fangenden Hände.

Nach vornehmer Rittersart führt Theodulf, sich zierlich verbeugend, das Geschenk an seine Lippen, nickt der ihm zuwinkenden Menge freundlich zu und springt mit seinen Freunden einigen Burgknechten entgegen, die sich mit einem Bündel kurzer Wurflanzen eine Gasse durch die Gaffer bahnen.

Die Knappen reißen den Knechten die Wurfspeere aus den Händen und eilen zu einem in der Mitte des Platzes stehenden Holzgestell hinüber, an dessen ausgestrecktem Arm der Burgherr von Kerpen eine rostige Kette mit einem siebgroßen Eisenring hängt.

Kaum baumelt der Ring an der Kette, da winkt der Herzog von Lothringen mit der Hand. Aus zehn Meter Entfernung schleudert der erste Knappe den Wurfspeer durch den Ring, ohne ihn zu berühren.

Ueber zwanzig Speere sausen durch das Ziel und bohren sich kurz vor den Schranken in den weichen Rasen. Keiner der Speerwerfer hat den Wurf verfehlt. Und jeder in den Boden zischende Speer wird von den zuschauenden Kindern mit einem Triumphgeschrei begrüßt.

Als die Burgknechte nach dieser Uebung eine geharnischte Strohpuppe an einen eingerammten Pfahl binden, wird das Spiel schon etwas schwieriger.

„Zielt genau nach dem Kopfe und nicht nach dem Bauche", ruft Graf Johann den Knappen zu. Der erste Speer zischt eine Handbreit an der Puppe vorbei, desgleichen der zweite und der dritte.

„Vorbeigeschossen!" schreit das Volk, nach jedem Fehlwurf der Jungritter.

„Die Jungherren haben gestern abend zu viel Wein getrunken", knurrt der Kurfürst von der Pfalz nach einem vierten Fehlwurf in seinen roten Bart. „Was meint ihr, Erichinger — wir Alten zielen doch noch etwas besser?"

Aus dem Munde des Erichinger dringt nach dieser Frage ein unzufriedenes Knurren. Der fünfte Wurf ist endlich ein Treffer. Der getroffene Helm fliegt in weitem Bogen in den Sand. „Endlich einmal ein vernünftiger Schuß", lacht der Erichinger dem Herrn von Montclair ins Gesicht. „Ich glaube, Bruder, bei uns treffen die Sauhirten besser."

„Hast recht, alter Waldspecht, die Knappenausbildung wird mit jedem Jahre schlechter", gibt der Herr von Montclair zurück und schaut mit funkelnden Augen auf die Sandfläche hinunter, wo die Herolde einen faustdicken Lederball an die Kette binden, um dem Meister im Speerwerfen Gelegenheit zum Meisterwurf zu geben.

„Unnützer Versuch, wird sich kein Meister finden", schimpft der Herzog von Lothringen, als ein Jungritter nach dem andern aus fünf Meter Entfernung den Ball armbreit verfehlt. „Die jungen Herren können wohl tanzen, singen und scharwenzeln — aber nicht den Lederball treffen".

„Ich wette einen Beutel Gulden gegen einen halben Pfennig, daß keiner der Knappen den Ball trifft", flüstert der Bischof von Speyer dem Abt von St. Arnual ins Ohr. — „Hört, wie das Volk bei den Fehlwürfen geringschätzig lacht", sagt er, als der letzte Speer verschossen ist, zu den neben ihm sitzenden Herren und bittet sie, die Ehre der Ritterschaft durch einen Meisterwurf zu retten.

Keiner der Edelleute hat Lust, den schwierigen Wurf zu probieren.

„Mein Arm ist noch steif vom Schwertschlag eines herzoglichen Reiters", meint der von Kerpen.

Meine Augen sehen nicht mehr scharf", entschuldigt sich der Herr von Montclair.

„Bin zu alt dazu," wehrt sich der von Siersburg.

Nur Heinrich von Erichingen sitzt mit verbissenem Gesicht wortlos auf seinem Platz, kaut wütend an seinen Schnurrbartspitzen, wirft einen verächtlichen Blick auf die kneifenden Herren, spürt wie es ihm in den Armen und Füßen zerrt und ruckt, gibt dem vor ihm liegenden Windspiel des Grafen einen Fußtritt in die Rippen, springt auf, schreitet die Stufen hinab und bleibt vor dem Balle stehen.

Mit dem Finger gibt er ihm einen kleinen Schubbs, daß er an der Kette hin und her baumelt, läßt sich von seinem Knecht die schwere Turnierlanze reichen, schreitet mit seinen langen Beinen zwanzig Schritte ab, stellt sich in Positur und verfolgt mit zugekniffenen Augen und wurfbereiter Lanze das leise Schaukeln des Balles an der Kette.

Mäuschenstill ist es auf einmal unter den Zuschauern geworden. „Ich wette eine Kuh gegen eine Katze, daß der

Hernach hat mein Gn. Herr zu dieser Pfarr verordnet einen Sarepontanum (Saarbrücker), so Schulmeister zu Hohenburg gewesen, mit Namen M(agister) Johannes Bader: welcher auch allbereit zu Ottweiler seine Probpredigt gethan, und zu Sarbrücken sein examen außgestanden: weil er aber lieber gen Omersheim gewesen, und ihm dieselbige Pfarr nit werden können: So hat er auch, aus allerhand nichtigen eingewendeten Ursachen, die zu Reißweiler nicht haben und annemen wollen, sondern hat seine Dimission begeret, die er auch leichtlich erlangt, und ist wiederum davon gezogen.

Nachmalen hat Mein Gn. Herr, mit Vorwissen der Mitherrn, daselbsten zu dieser Pfarr erfordert Joh. Wendelinum, welcher eine Zeitlang die Schul zu Kirchheim versehen mit solchem Lob und Ruhm, daß ihn die Bürgerschaft und Beamten sehr ungern verlohren.

Derselbige hat hier zu Sarbrücken feria secunda pentecostes (2. Pfingsttag) seine Probepredigt gehalten. In derselben Wochen ist er auch examinirt worden und hat sich in beyden exercitiis also verhalten, daß ihn zuvorderst das presbyterium (Prüfungskommission aus Geistlichen bestehend), nachmalen jederman zum Predigtamt tüchtig und qualificiret erkennt hat. Auf den 8. Sonntag nach Trinit. hat man ihn in diese Gemein introducirt (eingeführt). Von wegen und im Namen meines Gn. Herrn sind daselbst erschienen, neben dem Superintendenten, Herr Doktor Bartholomäus Werner und Hr. Bernhard Wölflin, Amtsschultheß zu Sarbrücken; von wegen Herr Peter Ernst Freyherrn zu Kriechingen und Püttlingen 3), der Kriechingische Amptmann zu (Saar) Wellingen; von wegen Junker Philipps Daniel vom Hagen 4) M(agister) Laurentius a Syen.

Nachdem der Pfarrer Wendelinus das Evangelium in einer Predigt erklärt, hat man den Meyer und Schöffen, samt etlichen andern, heißen hinausgehen und sich miteinander besprochen, ob ihnen der Pfarrer gefalle, und ob sie mit seinen, von Gott ihm zum heilig Predigtampt verliehenen, Gaben zufrieden seyn, ihn verstehen, und zum Pfarrer halten und leiden wollen. Und als sie sich druf erklärt, und ihm ihr suffragium (Stimme) auch zu seiner vocation (Berufung) mitgeteilt: hat man ihn zum ersten mit Auflegung der Hände, nach altem apostolischem Brauch, in Beysein noch anderer zween Pfarrer, von Heußweiler und Cölln ordiniret und nachmalen ihn der Gemein als einen Pfarrer praesentiret und wiederumb der Gemein befolen, ihn als ihren Pfarrer zu erkennen, zu lieben, zu ehren, ihm gehorsam zu seyn, und ihm seine Treu mit gebürender Dankbarkeit zu vergelten. Und ist Niemand gewesen, der sich solcher Handlung widersetzet oder dagegen protestirt hätte. Gott gebe ihnen zu beyden Theilen seynen Segen."

Anmerkungen.

1) Den Pfarrer Dunstein kennen wir bereits aus dem Knorscheider Visitationsbericht; Knorscheid, das eigentlich nirgends eingepfarrt war, wurde von Reisweiler aus bedient. Die Synoden, d. i. die amtlichen Pfarrkonferenzen, die über Lehre und Wandel der Geistlichen zu machen hatten, beurteilten Dunstein nicht eben günstig. Die dritte Synode vom 14. Oktober 1916 beschloß: „weil der Pfarrer zu Reißweiler, Herr Johann, mit bey uns auf dem Synodo erschienen, zudem das Vocation Schreiben zum Synodo bei ihm aufgehalten, daß es andern nit hat zu theil werden mögen, so sollen ihn Herr Conrad Schott und Herr Casper innerhalb 8 Tagen deswegen zu rede setzen, mit angehängter Bedräuung: wann er sich nit zum ehesten also entschuldigen würde, daß man könne damit zufrieden seyn, so wollen wir ihn in unserm Convent nit mehr leiden, sondern daran seyn, daß er beurlaubt werde." — Sechste Synode vom Montag nach Jubilate 1919: „Absentes (abwesend) sind gewesen: ... Johannes Dunsteinius, der sich mündlich durch den Pfarrer von Eiweiler entschuldigen lassen, daß er seine Kleider nit zu Hauß gehabt, darum er mit kommen könne. Damit ja die Synodales mit nichten zufrieden gewesen, und begert, daß es der Oberkeit vermeldet, und er allerdings aus unserm Mittel ausgeschlossen werde." Trotzdem fehlte Dunstein auch im folgenden Jahre, von des Oberamtmanns Bruder entschuldigt (Synodalprotokoll vom 10. 10. 1620). Auf der achten Synode am 11. September 1621 wurde darüber verhandelt: „wie mit dem Pfarrer zu Reißweiler zu procedieren (vorzugehen): ob ihn Ihr Gnd. wiederum begnadigen wollen oder noch druf verharren, daß er seiner Dienste entsetzet werden soll. Darauf beschlossen worden, daß deswegen wiederum an die Mitherren zu Reißweiler, Kriechingen und Hagen geschrieben werden soll."

2) Späterhin besaßen die Evangelischen eine besondere Kirche am Orte; was daraus nach dem Verschwinden der Gemeinde in den Wirren der Reunionszeit geworden ist, entzieht sich meiner Kenntnis.

3) Auf Peter Ernst von Kriechingen sei etwas näher eingegangen. Er war der Sohn Georgs II., des Begründers der evangelischen Linie des alten lothringischen Dynastengeschlechtes; auch seine Großmutter väterlicherseits, eine geborene Gräfin von Leiningen, bekannte sich schon zum Luthertum; seine Frau Sibylla war die Tochter des Grafen Albrecht von Nassau-Ottweiler, der in seinem Gebiet die Reformation durchgeführt hatte. Abgesehen von seinen im Luxemburgischen und im Trierischen gelegenen Gütern besaß er zwischen Mosel und Saar, außer der Reichsgrafschaft (so seit 1617) Kriechingen, noch zahlreiche vom Bistum Metz, von der Grafschaft Saarbrücken sowie von den Herzogtümern Lothringen und Luxemburg rührende Lehen, zu denen u. a. die Herrschaft *Püttlingen* im Köllertal bei Saarbrücken und Anteile an den Herrschaften *Saarwellingen* und *Roden* gehörten. Durch einen seiner Amtmänner in Kriechingen, bei Falkenberg i. Lothringen gelegen, ist Peter Ernsts Persönlichkeit und Charakterbild in die *deutsche Literatur* eingegangen, nämlich durch den berühmten Satiriker *Johann Michael Moscherosch* (1601—1669), der ihn mehrfach in seinen Schriften erwähnt. Gelegentlich nennt er ihn „einen großen Herrn mit vornehmem Hofe"; besonders aber wurde Moscherosch zur Annahme der Kriechingschen Dienste durch die persönlichen Eigenschaften Peter Ernst's bewogen. Schildert er ihn doch stets als einen „frommen Herrn". In „a la Mode Kehraus" läßt er ihn auch vor dem auf Burg Geroldseck an der Saar versammelten Heldenrate durch einen der Helden rühmen als einen Gegner des übermäßigen Kleideraufwands, der damals beim französischen und beim lothringischen Adel eingerissen war und auch in Deutschland Nachäffer fand. Bei einem Söhnchen Moscheroschs stand Graf Peter Ernst Pate; er starb, in den Wirren des dreißigjährigen Krieges von den Franzosen ruiniert, im September oder Oktober 1635 an der Pest oder eines gewaltsamen Todes; jedenfalls bezeichnet Moscherosch den Tod seines Gebieters als einen „hochbetrauernden und erbärmlichen". (Vergl. H. Schlosser, Moscheroschiana in Lothringen, Jahrb., Bd. 25.) In weiblicher Linie (Ostfriesland, Wied) ist der einstige Besitzer von Saarwellingen und Roden, Graf Peter Ernst von Kriechingen, Herr zu Dorsweiler und zu Bacourt, Erbmarschall für das Herzogtum Luxemburg und die Grafschaft Chiny, ein Ahnherr der Königin Elisabeth von Rumänien, Tochter des Fürsten Hermann von Wied († 1916), die als Dichterin unter dem Namen *Carmen Sylva* bekannt ist.

4) Philipp Daniel vom Hagen nahm im Gefolge des Grafen Ludwig von Saarbrücken 1612 an der Kaiserkrönung Rudolfs II. in Frankfurt teil (Ruppersberg 2,64). Die Familie von Hagen zur Motte hat in Eppelborn 1567, acht Jahre vor der Nassauischen Reformation, die erste evangelische Pfarrei unserer Gegend errichtet (Jungk in „Monatshefte für Rhein. Kirchengesch.", 1910).

Berichtigung

zu den „Anmerkungen" für „Reisweiler".

2) Späterhin hatten die Evangelischen eine besondere

Kirche am Orte, an welche nach Verschwinden der evangelischen Gemeinde der Hausname „Kirchenmichelhaus" erinnerte (de Lorenzi, Beiträge zur Gesch. sämtl. Pfarreien der Diözese Trier, Bd. 1 S. 339; vergl. einen ähnlichen Hausnamen in Steinberg, bei Karl Lengler, Birkenfelder Bilder, 1922, S. 47). Ob von diesem Gebäude noch ein Rest vorhanden oder die Stelle heutzutage noch bekannt ist, entzieht sich meiner Kenntnis.

Die Schatzgräber von Landsweiler.

Nach einer wahren Begebenheit von R. Rudolf Rehanek.

Brausend fährt der vom Hochwald kommende Nordsturm durch die Talschaften der Blies, fegt mit Geheul durch die Wälder, die sich dem König der Saarberge, dem Schaumberg vorlagern und zaust an den Strohdächern der einfachen Bauernhütten, daß der Neuschnee wie feines Pulver durch die Luft stäubt.

Im Holzschober eines etwas abseits vom Dorfe gelegenen Gehöfts schwingt „Vetter Peter" die Axt, um sie in wuchtigen Schlägen durch die knorrigen Buchenscheite zu treiben. In die Arbeit vertieft, bemerkt er nicht das Nahen zweier Gestalten, die vom „Kohlwalde" auf das Gehöft zuschreiten. — „Helf Euch Gott! Bauer!" —

Erschrocken läßt der Holzhauer die Axt fahren und starrt auf die Ankömmlinge. Der Aeltere der beiden, ein hagerer, in den 30er Jahren stehender Mann, dem ein unstätes, bewegtes Leben unvergängliche Spuren in das bärtige Gesicht gegraben, verzieht gutmütig lächelnd den Mund und meint dann entschuldigend:

„Ja — Bauer, das Hundewetter treibt einen zum Galopp, wenn sich irgendwo ein qualmender Kamin als Zeichen wohligen Unterschlupfs zeigt. Also nichts für ungut — wir wollten Euch nit erschrecken."

„Nur halb so schlimm", knurrt „Vetter Peter", „aber wollt Ihr nicht in die Stube? — Ihr habt's wohl nötig" fügt er dann hinzu, als er sieht, daß die beiden zögern und zeigt auf den jüngeren der Wanderer, ein schmächtiges Bürschchen mit hohlwängigem Gesicht, dem in der armseligen Kleidung die Glieder schlottern. — — —

Bei einer warmen Kaffeesuppe beginnen die halberfrorenen Glieder aufzutauen und man kommt in Unterhaltung. — Von Tholey kommen sie, wo sie als Rötelhändler ihr Standquartier hatten und dort überwintern wollten — wenn nicht vergangene Woche ihre armselige Strohhütte ein Raub der Flammen geworden wäre. Nun wollten sie weiter südlich, in's Lothringer Land, wo sie bei Verwandten Unterkunft bis zum Frühjahr finden werden. — Der alte Rötelhändler, der mit abwesendem Blick diese Erklärung bruchweise gegeben, springt plötzlich auf und zeigt durch die kleinen Butzenscheiben in einen Winkel, aus dem unter Heckengestrüpp etliche verschneite Mauertrümmer hervorschauen.

„Bauer — Hat dort nit der alte „Gätzenrächer" g'haust, der anno 1639, als die Kroaten durch's Land zogen, seine Brüder verraten und dann den Judaslohn so vergraben hat, daß er ihn selber nit mehr finden konnt' und dann seinem lumpigen Dasein mit dem Leibriemen an jener Pappel ein Ende g'macht hatte?"

Gespannt hat der Bauer den Worten gelauscht und schlägt bei den letzten Worten furchtsam drei Kreuze. — Sinnend aber fährt der Rötelhändler fort.

„Richtig — das ist die Stelle, wo das Haus des Verräters gestanden und über dessen Gemäuer die Brandfackel des 100jährigen Krieges brauste. — So ist's also doch kein Glücksstern gewesen, der mich von meiner verbrannten Hütte hierdurch führte, um nun für immer der Not den Rücken zu kehren. — Wisset Bauer „spricht er dann mit erhobener Stimme, „in Eurem Grund und Boden liegt der Schatz des „Gätzenrächers" — hört — 17 000 Gulden in lauterem Golde sind hier vergraben!"

Ungläubig hat der Bauer zugehört unfaßbar ist für ihn die seltsame Erzählung des Fremden. Aber haben nicht schon die Alten erzählt, von jenem „Gätzenrächer" und dessen vergrabenem Schatze? — Er steht dann etwas zögernd auf und folgt der Aufforderung des Fremden . . .

Unter geheimnisvollem Murmeln und Abzählen der Schritte ist der Rötelhändler im Garten gelangt, um dann vor dem uralten, knorrigen Birnbaume Halt zu machen.

„Hier liegt der Schatz — der uns reich machen soll", sagt er und macht ein Kreuzchen in den festgefrorenen Schnee. Dann kehren die beiden wieder in das Haus zurück, da man den Schatz erst nach Beginn der Geisterstunde heben kann. Der Bauer aber ist ergriffen vom Goldtaumel — Keller und Küche müssen herhalten, um sich zu stärken für die große Stunde . . . .

— Mitternacht! — Mit knarrenden Schlägen verkündet es die alte Standuhr. Dem Bauer aber ist's, als hätte die Uhr noch niemals ächzender diese Stunde angesagt — die Stunde seines Glückes? — Er will ein Wachslicht anstecken — aber mit barschen Worten verbietet es der Fremde, dessen Blicke unheimlich im flachen Dämmerlicht des Mondes flackern.

Mit Mühe stößt der Rötelhändler den Spaten in die gefrorene Erde — löst Scholle auf Scholle. Dann ein plötzliches Auffahren . . .

„Seht Ihr nit — Bauer! Der Schatz ist da . . er liegt in einem länglichen Eisenhafen." *)

Dem Bauer aber flimmerts vor den Augen und ihm ist's, als bemerke er eine durchdringende Helle in der Grube. — Dann aber fährt er zurück — — — der Fremde hat auf seiner Kappe, die er aus der Grube zieht, mehrere hellglänzende Goldstücke — einfache und doppelte Louisd'ors! —

Er will zugreifen — der Fremde aber wehrt mit erregter Stimme „Gott! — nur nicht berührt — sonst ist alles aus" (sic!) nimmt dann ein Messer, wendet die gleißenden Goldstücke und wirft sie dann wieder in die Grube. —

„So Bauer! Nun laß gut sein, wir wollen uns freuen und im Hause alles weitere zubereiten.

Ins Haus zurückgekehrt, verlangt der Schatzgräber einen Topf, etwas Oel und Kleie. Alles findet sich — nur das Stück einer „Osterkerze", das unbedingt notwendig ist, kann nicht beigeschafft werden. Man rät hin und her — bis der Schatzgräber den Vorschlag macht, bei einem ihm bekannten Pastor im Nachbardorfe erst das Nötige zu holen und dann weiter zu graben. Dazu aber brauchte er Geld. . . . Einige Augenblicke später sind die Fremden und der Bauer unterwegs. — — —

In Wiesbach muß nun „Vetter Peter" auf dem Kirchhofe aus einer neuen irdenen Pfeife Tabak rauchen und daselbst die Rückkehr der Schatzgräber erwarten. Eine Stunde vergeht — und noch eine — — — bis unser „Vetter Peter" bei Tagesanbruch auf den Gedanken kommt, samt seinen blanken Talern liederlichen Handwerksburschen in die Hände gefallen zu sein, was sich auch beim Nachgraben der „Schatzgrube", in welcher er nur ein paar blanke Blechstücke findet, bestätigt. —

Also geschehen zu Landsweiler bei Neunkirchen-Saar, anno 1827. —

(Nach einer „Verwarnung" des Landrates von Saarlouis im „Inteliigenzblatt" 1827.)

*) Nach der alten Schrift die tatsächlichen Worte des „Schatzgräbers".

Ein Turnier in Saarbrücken 1471.

Von Cl. Schmauch.

„Ich wette mit euch um einen Beutel Gulden, daß der Dagstuhler morgen den Herrn von Montclair aus dem Sattel wirft und den besten Speerwurf tut." Mit fettiger Stimme hat es der Fleischer den disputierenden Gästen

in der St. Johanner Schifferschenke entgegengerufen und mit den roten, dicken Fäusten auf den Tisch gehauen, daß die Zinnkrüge lustig aufhüpften und die wurmstichigen Tischbeine erschrocken knarrten.

„Dabei ist er ja noch gar nicht da", lacht der rauhe Baß des St. Johanner Fährmannes, „frag meinen Knecht, den Peter, ob er ihn heute übergefahren hat, du allwissender Fleischermeister mit dem dicken Geldbeutel und dem großen Maul."

„Wenn ihr den Schnabel aufreißt und lacht, ist eurer nicht kleiner", gibt der kleine, vierschrötige Fleischer die Stichelei des Fährmanns zurück. „Ihr haltet euch mit euren alten zerrissenen Wasserstiefeln für allwissens, ich aber kenne den Erichinger, den Dagstuhler. Als ich neulich eben im Waldlande Schlachtvieh kaufte, war ich bei ihm auf der Burg und sah . . . . ."

„Wie er mit seiner Lanze die Sonne vom Himmel gestochen", lacht der Fährmann beleidigt über die Andeutung auf seine alten Wasserstiefeln und merkt, daß er das Lachen der Gäste auf seiner Seite hat und geht mit zurückgeworfenem Kopf und vorgestreckter Hand auf den Fleischer zu. „Schlag zu, ich wette, daß er gar nicht kommt", unterstreicht er noch einmal seine Worte, „mein ganzes heute verdientes Fährgeld sollt ihr haben — und das ist nicht wenig — wenn morgen der Herr von Erichingen zum Turnier erscheint."

Während die St. Johanner Bürger in der Schifferschenke über das morgige Turnier disputieren und sich beinahe in die Haare geraten, ist die gräfliche Burg auf der linken Saarseite von unzähligen Talgkerzen erhellt— und im waffengeschmückten Rittersaale sitzt Graf Johann III., der von seinen Untertanen wegen seines bissigen Gesichtes „Der Senf" genannt wird, und feiert mit seinen Freunden, dem Kurfürsten von der Pfalz, dem Bischof von Speyer und dem Herzog Nikolaus von Lothringen den Sieg über den schwarzen Herzog von Zweibrücken, den er mit dem Kurfürsten Philipp auf die Knie zwang, in harter ritterlicher Fehde.

Wie ein Lauffeuer ist die Kunde von seinem Sieg und dem angesetzten Turnier durch die Grafschaft gedrungen. Die gräflichen Boten, welche den Edelleuten der Grafschaft die Einladung zum Turniere brachten, haben es in allen Dörfern und Höfen erzählt. Den ganzen Tag hindurch hat die Fähre am Saarufer vor Arbeit geknarrt und gestöhnt. Neben den vollbeladenen Grummetwagen hat sie Bauern und Ritter, Fürsten und Aebte, Knechte und Burgmannen über den Fluß gebuckelt — gar nicht mitgezählt das unehrliche Volk der Spielleute, Gaukler und Zigeuner, die bei jedem Feste wie die Raben nach den Geldstücken der Leute picken und überall, wo der Herrgott etwas wachsen läßt, stehlen und liebitzen.

Da kam zunächst der Herzog Nikolaus von Lothringen mit zwanzig Reisenden durch die St. Johanner Saarpforte geritten; dann kamen die Herren von Siersburg, Montclair und Kerpen — die Aebte von Wadgassen und St. Arnulfus — und gegen Abend der rotbärtige Kurfürst von der Pfalz mit seinem leibhaftigen Neffen, dem Pfalzgrafen und dem dicken Bischof von Speyer.

Die alte Fähre am morschen Weidenstamm hat sie gar nicht alle behalten, die vielen Herren und Damen, welche heute den Schloßberg hinauf geritten sind. Und während sie ächzend ihre Bohlen und Bretter auf den Saarwellen schaukelt und an dem hanfenen Anlegestrick rupft und zerrt, erlöschen auf den Burgfenstern die Kerzenstümpfchen, wirft der Schenkwirt den sich noch immer streitenden Fleischer samt dem Fährmann auf die Gasse und der Nachtwächter ruft hinter der Saarbrücker Rauschenpforte die zwölfte Stunde. Dazu leuchten auf den Saarwiesen die Feuer der Fahrenden. Und der alte Mond bummelt mit ewig lachendem Gesicht über den Himmel und wirft ein paar kitzliche Strahlen hinunter auf die ewig knarrende und schimpfende Fähre.

Die St. Johanner Stadthühner hocken noch mit eingezogenen Köpfen auf ihren Sitzstangen, und die Hofhunde liegen noch mit ausgestreckten Vorderbeinen und blinzelnden Augen in ihren Hütten, da halten an der Fähre drei Reiter mit dampfenden Gäulen und klirrenden Gebissen.

Es ist der Herr von Erichingen mit seinen beiden Knechten.

Erst gestern hat er die Einladung des Grafen zum Turnier erhalten, hat dem Boten lachend auf die Schulter geklopft und ihm den besten Kellerwein vorsetzen lassen. Die ganze Nacht ist er in scharfem Trab über die Lebacherstraße, Heusweiler vorbei nach Saarbrücken geritten, hat gerechnet, daß er bei Tagesanbruch an Ort und Stelle ist und soll jetzt noch eine geschlagene Stunde auf den Fährmann warten, trotz des verrückten Rittes und der im Sattel schlafenden Knechten.

Er ist ein alter Rauhbauz, der Ritter von Erichingen, und sticht zwischen dem Rhein und Saar die beste Lanze. Oben, im Hochwalde, liegt seine Burg, das alte Dagstuhl, dessen Hab und Gut er mit zwei Gemeinherren teilt. Von den großen Handelsstraßen abgeschlossen, verbringt er seine meiste Zeit auf der Jagd und hat im Kampf mit den Waldwölfen seinen Körper gestählt und den Blick geschärft. Bis an zwei Meter reicht seine riesige Gestalt. Unter der roten Nase sitzt ein langer borstiger Schnurrbart — und wenn er wütend ist, funkeln in seinen Augen scharfblitzende Lichter.

Als die Burguhr die vierte Morgenstunde schlägt, funkeln die Lichter hell und bös in den Augen des Dagstuhlers. „Der Mangel hole das verschlafene Nest und den stinkfaulen Fährmann", flucht er laut in die Nacht, zerrt nach kurzem Entschluß sein Roß auf die Fähre und winkt die Knechte mit ihren Gäulen an seine Seite.

„Noch nicht einmal in der Nacht hat man Ruhe", knurrt die Fähre mißmutig. Dann löst der Ritter den Hanfstrick vom Weidenbaum und zieht sich an der Fährleine hinüber auf die andere Seite des Wassers.

Dort klopft er mit der Eisenfaust an das mit dicken Nägeln beschlagene Tor, wünscht dem schlaftrunken öffnenden Torwächter statt eines guten Morgens den schweren Mangel in die Knochen, zieht böse knurrend durch die Altgasse, der Burgmauer vorbei und sucht eine Schenke für den Unterstand seiner Rosse und Knechte.

Als um die Morgensuppenzeit die Saarbrücker Gerber- und Brauergilde mit geschwungenen Fahnen und vorgebundenen Lederschürzen durch die Altgasse marschiert, läßt er sich von seinem Knecht den Brustpanzer und die Beinschienen zuschnüren, verzichtet auf den mitgebrachten Wattebausch, der den Druck der Rüstung mindern soll, stülpt den hohen Turnierhelm mit der Fischreiherfeder auf den Kopf, langt den schweren mit einem Raben verzierten Lindenschild von der Wirtshausbank, probiert, ob der Zweihänder lose im Wehrgehänge hängt, befiehlt den Knechten, seinem Reitpferd die grünblaue Turnierdecke überzuwerfen und reitet in kurzem Trab die Altgasse hinunter, auf die Saarwiesen.

Vor der Turnierschranke springt ihm ein Herold im gräflichen Waffenrock entgegen, greift nach den Zügeln des Pferdes und fragt den Ritter nach Burg und Namen.

„Heinrich von Erichingen, Burg Dagstuhl", gibt der Gewappnete kurz zurück, setzt mit seinem Pferd über die meterhohe Schranke, umreitet im wilden Galopp den abgezäunten Turnierplatz, springt leise keuchend aus dem Sattel und wirft dem Troßknecht die Zügel zu. Dann steigt er die Tribünenstufen hinauf, um dort die Frauen durch den Handkuß und die Herren durch einen kräftigen Händedruck zu begrüßen.

„Wir dachten, Ihr wolltet uns im Stiche lassen", ruft ihm Graf Johann entgegen.

„Hab 'nicht daran gedacht; aber schmeißt morgens den Fährmann und die Torwache eher aus den Federn", erwidert der Erichinger, drückt seinen stacheligen Schnauzbart auf die zarten Händchen der Damen und preßt mit seinen Bären-